

Die Gabe des Schuhlöffels in die Landschaft zu schlüpfen

Ein resedagrünes Telefon steht auf einem Sideboard aus weißem Schleiflack. Auf einem roten Teppich zwischen den mit meerblauer Tapete bezogenen Wänden finden sich ein weißer Tisch und vier weiße Stühle. In der Erinnerung bleibt die Diele für immer menschenleer. Das Telefon glänzt in einem unbekanntem Farbton. Es gibt nichts, was draußen an den Bäumen oder auf den Wiesen dieses Grün für sich beansprucht. So schien es jedenfalls damals. Jahre später brachen die Betonplatten auf und ein Hang mit Laubbäumen schob sich vor das Auge. Die Sonne überschüttete ihn mit feinsten Nuancen des Grüns. Sie blitzen auf, wenn der Wind in die Blätter hineinfuhr. Unter all' dem Mint- und Maigrün, Oliv- und Waldmeistergrün war auch Resedagrün: Die Farbe des Telefons, die nun in den flimmernden Baumblättern aufging. Bisweilen kehrt sie in Gemälden von Bäumen und Sträuchern wieder. Dann ist in die Landschaft schauen so, als ob man in sich hinein schaut. Unter dem Bild der Landschaft liegt ein anderes Bild. Es handelt vom erst spät erkannten blinden Fleck als dem Unterpfand einer lange unentdeckten Sehnsucht nach dem Glück, draußen sein zu dürfen. Ich sehe ein Telefon und schaue Landschaft.

Ein Mann, der viel über Dinge nachgedacht hatte, sagte einmal: „Das Bild eines Schiffes ist nicht ein Schiff. So muss ein Schiff nicht unbedingt die ihm üblicherweise eigene Form haben, um die Assoziationen auszulösen, die seine besonderen Eigenschaften deutlich machen.“

Über den Stühlen begann der Strand. Das geschah, sobald man im Wartezimmer eines Zahnarztes Platz nahm. Die Praxis lag in einer Seitenstraße und der Verkehr entlang der Hauptstraße war ein fernes Brummen. Die Mittagssonne mied diesen Ort und hinter den Gardinen wandelte sich jeder Tag zum Regentag. Selten saßen Menschen in dem Raum, der wie eine von allem Leben entfernte Kapsel auf einer Umlaufbahn schien. Über den Stuhlreihen erstreckte sich ein in Ocker und Hellbraun gemalter Strand und in mattem Blau gemalten Meer dahin. Mit den Jahren überzog das Bild ein sanfter Grauschleier und machte damit seinen Gegenstand nur noch unerreichbarer. Strand und Meer wurden Chiffren für die Vorfreude auf das Leben. Das genügte damals, und es genügt immer noch. Jedes Bild von Strand und Meer vermag es, dieses Gefühl auf der Stelle zu erzeugen. Man sollte nur noch – ob nun durch den Projektor laufende bewegte oder auf Keilrahmen gezogene - Bilder schauen, darin liegt alles, was den Strand und das Meer einem lieb sein lässt. Die Realität

bleibt dahinter zurück. Das gilt in hohem Maß auch für Filme und ganz besonders dann, wenn Malerei darin vorkommt.

Im Sichtbaren lebt das Unsichtbare. Wind verfängt sich in den Dingen. Er fährt in die Bäume und biegt sie auseinander, furcht die Gräser, formt den Sand zu Wellen, kämmt die Mähnen der Pferde. Ohne den Wind ist Landschaft zur Ödnis verurteilt. Der Wind, der Unsichtbare braucht die sichtbaren Dinge, um sich bemerkbar zu machen. Nicht anders verhält es sich mit dem Licht. Es ist da, lässt sich aber nicht fassen. Die Farben werden zu seinen Stellvertretern. Das ruft die Malerei auf den Plan und rechtfertigt sie. Ein Umstand, auf den sich Cézanne berief.

Ein Problem taucht dabei auf: Wie überlistet man das Unsichtbare, um es sichtbar zu machen? Dabei ist gleichzeitig darauf zu achten, dass dabei nicht seine Eigenheiten verloren gehen. Wie macht man das Flüchtige fest, ohne dass es fest wirkt? Einfach aus Prinzip übermalen und viele Schichten, viele Farben, viele Formen von der Bank bis zum Baum, von der Vase mit Blumenstrauß zum Strandkorb übereinander stapeln. Das geht so lange bis der Punkt erreicht ist, von dem aus sich alles wieder auflöst. Die Malerin ist ein Hans im Glück, der durch ständiges Tauschen zu einem nächsten Besten hin strebt. Doch sein Gewinn ist das Zerbrechliche, der Genuss des Moments, in dem sich Materielles der Farbe und Immaterielles des Lichtes im Gleichgewicht halten. Dazu braucht es beiläufig aus der Farbe freigelegte Formen, die in der Gewissheit entstanden sind, dass sich im nächsten Moment alles ändern kann.

Tiere retten die Landschaft vor deren Auslaufen in unendlich scheinende Weiten. Braune Pferde ordnen den Strand und geben ihm eine Mitte. Eine Horde Pferde grast strukturbildend. Ein weißes Pferd verbündet sich mit einem roten Rechteck, um die Weite zu zähmen. Und was wüsste die Lesende am Strand, wenn sie einmal von ihrem Buch aufblickte, von der Weite des Himmels und des Wassers, in der sie steht, wenn nicht ein Pferd sie ihr näherrückte, näher noch als die Buchstaben vor ihren Augen.

Ein zinnoberroter Schuhlöffel liegt in einer Schublade. Er leuchtet zwischen vom Staub graugelben Tüchern, den ehemals weißen, nun von Schuhcreme schwarzwolkigen Stoffstreifen heraus. Er ist kostbar, nicht nur weil er einem in die Schuhe hilft und damit auf den Weg bringt. Er empfiehlt sich überhaupt als Einstiegshilfe in die Landschaft. Denn er trägt die Farbe der geliebten Dinge. Er bewahrt den Schwung des Blütenblattes der Amaryllis,

die Wärme des Spätsommers, wie sie sich in einer Zinnienblüte sammelt, des zinnoberroten Strandkorbs, der Kapsel, die den auf Wasser und Sand Schauenden aus der Zeit treibt. Formen und Farben sind nie an sich und bloßes Material. Man kann sie nicht von den Dingen lösen. Sie schieben sich immer zwischen die Farbe. Wir sehen nie die Farben nur um ihrer selbst willen und ohne Form. Es gibt keine Flucht vor den Dingen. In den Farben stecken immerzu andere Dinge. Sie leben in den Farben durch den Blick, den wir ihnen zuwerfen. Der Nachmittagsmilchtee verdunstet im staubzarten Sand, unter Biskuits und Erdbeeren summen Seegräser im Wind.

©SABINE GRAF